Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 419. **Freitag** den 17. August 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 17. August.

Wir haben vorgestern an dieser Stelle auf eine Auslassung hingewiesen, welche die „Kölnische Zeitung" an den **Besuch des Kaisers** bei der ehemaligen Kaiserin der Franzosen, **Eugenie**, knüpfte. Wir müssen heute auf diese Auslassung zurückkommen, weil sie einen Passus enthält, der nicht unwidersprochen bleiben darf. Das rheinische Blatt, das schon wiederholt den neuen Curs und seine Steuermänner auf Kosten des alten und seiner Steuerer zu verherrlichen gesucht hat, sagt nämlich, der Kaiser sei zur Kaiserin Eugenie gegangen als „Vertreter eines neuen Geschlechts, das nicht nach kriegerischen Lorbeeren strebt". In Frankreich wird man nicht ermangeln, diese Aeußerung als das Geständniß aufzufassen, das frühere Geschlecht habe nach Kriegsruhm gestrebt, und der Krieg von 1870/71 sei der Ausfluß dieses Ehrgeizes gewesen. Es ist nicht erfreulich, ein deutsches Blatt auf einen derartigen Lapsus aufmerksam machen zu müssen. Der „Kölnischen Zeitung" ist doch wohl nicht unbekannt, daß der deutsch-französische Krieg ausschließlich dem französischen Bedürfniß entsprungen war, die neugewonnene Machtstellung Preußens zu vernichten. Den Ruf „revanche pour Sadowa" wird die „Kölnische Zeitung" doch nicht schon vergessen haben. Die Geschichte der Hohenzollern-Candidatur, die den Vorwand für den Krieg abgab, hat inzwischen sogar manchem Franzosen das Eingeständniß abgerungen, der Zusammenstoß sei von Frankreich herbeigeführt worden. Adolf Thiers hat dies übrigens sofort anerkannt, indem er in der Abgeordnetenkammer dem Krieg widerrieth. Es wäre dies sinnlos gewesen, wenn der Friedensstörer das nach kriegerischen Lorbeeren strebende Deutschland gewesen wäre. Niemand im französischen Parlament hat auch Thiers entgegengehalten, Frankreich habe die Entscheidung, ob Krieg, ob Frieden, nicht in der Hand. Wilhelm I. wird von Keinem an Friedensliebe übertroffen, geschweige an Abneigung gegen Kriege, deren Quelle die Ruhmsucht wäre. Solche Personen und Wahrheiten sollte der Byzantinismus doch unangetastet lassen. Wenn im Uebrigen die „Köln. Ztg." auf den Besuch des Kaisers wie auf das Zusammengehen Deutschlands und Frankreichs in der Congo-Frage und in der griechischen Bankerottangelegenheit großes Gewicht legen zu dürfen glaubt, so wird im Gegentheil die Meinung laut, daß diese Dinge federleicht wiegen gegen die Stimmung des Zaren. Diese liefert den Schlüssel zur Erklärung der augenblicklich verhältnißmäßig vernünftigen Betrachtungsweise der Franzosen.

Am 31. August werden 30 Jahre verflossen sein, seitdem **Ferdinand Lassalle** aus dem Leben schied. Seit Jahren pflegt die Socialdemokratie diesen Tag durch Massenausflüge zu feiern; so wird es auch diesmal sein, aber heuer wird am 2. September eine allgemeine Nachfeier stattfinden, die einem bestimmten Zwecke dienen soll. Das **Sedanfest**, wie überhaupt jede patriotische Feier, ist den Socialdemokraten von jeher ein Greuel gewesen. Eine Anzahl Protestversammlungen gegen die von communalen Körperschaften erfolgten Bewilligungen von kleineren Summen zur würdigen Begehung dieses Tages hat die Socialdemokratie bereits veranstaltet, jetzt soll man der todte Lassalle herhalten, um gegen das Sedanfest zu Felde zu ziehen. In Volksversammlungen soll an diesem Tage gegen die „sich immer mehr bemerkbar machende Völkerverhetzung protestirt werden". Im Grabe würde sich Lassalle, der durchaus national dachte, umdrehen, wenn er erführe, welchen Mißbrauch die Nachbeter der Herren Liebknecht und Singer mit seinem Namen zu treiben beabsichtigen. Aber das ganze Unterfangen der socialdemokratischen Hetzer ist so recht charakteristisch für ihre niedrige Gesinnung; es zeigt eben, woran wir nie gezweifelt haben, daß ihnen jedes nationale Empfinden abhanden gekommen ist. Uebrigens wird der zweite September zeigen, wie viel Leute hinter den bezahlten Agitatoren stehen; wir glauben, ihre Schaar wird trotz aller Agitationen eine kleine sein, und die Protestmeetings gegen das Sedanfest werden ins Wasser fallen, denn nicht Alle, welche einen socialdemokratischen Stimmzettel in die Urne werfen, sehen die Sedanfeier als eine Schmach an.

Wie weit **ultramontaner Fanatismus** sich versteigen kann, zeigt ein Artikel des Amsterdamer „Maasbeden", der anläßlich der Ermordung Carnot's unter der Ueberschrift „Traurige Verwandtschaft" u. A. ausführt:

„Carnot und Caserio, so entsetzlich eine solche Erklärung auch klingen mögen, haben die Verwandtschaft der Missethat . . . Es mag hart sein, von einem Verstorbenen nichts Gutes sagen zu können, allein die großen Lehren, welche die Geschichte giebt, lassen nun einmal kein Stillschweigen darüber zu. Und dann fragen wir ohne Anstand: Wenn alle Mörder uns großen Abscheu einflößen, weil sie Gott und ihr Gewissen beleidigt haben, war denn Carnot während seines ganzen Lebens etwas Anderes? Ist es uns Katholiken vielleicht unbekannt, wie der Stifter des Christenthums im Evangelium ebenso heftig, ja, noch viel heftiger gegen Den, der Aergerniß giebt, gegen den Mörder der Seele zürnt, als gegen den Mörder des Leibes? Ist kein schrecklicheres Wehe über Obrigkeiten ausgesprochen, die es versäumen, mit gutem Beispiel voranzugehen, als über die niederträchtigen Gesetzlosen? Und endlich, wird die Schmach, welche den Gesalbten Gottes auf der Erde, d. h. seinen Bischöfen und andern geweihten Stellvertretern, angethan wird, in der heiligen Schrift nicht ein himmelschreiender Greuel genannt? Aller dieser Missethaten hat sich Carnot schuldig gemacht. Wer auch in Frankreich seiner Pflicht gemäß des Sonntags in den Tempel ging, um für sein Vaterland zu beten — der katholische Carnot hat dies nie und nimmer gethan. In Lyon hat ihm der dortige Bischof die letzte Ordnung gegeben, aber sehr kurze Zeit vorher hatte derselbe katholische Carnot die Maßregeln gegen diesen Kirchenfürsten, dem man sein Gehalt sperrte, bestätigt; ja, als Carnot seine letzte Reise machte, die ihm der Himmel auf Erden noch gestattete, wurde er, der nie nach der Kirche ging, auf dem Wege nach dem Theater ermordet! . . . . . Ja, es hat etwas Verletzendes, daß solche Obrigkeiten einen Mörder hinrichten lassen, der zu ihnen sagen kann: „Ihr beleidigt Gott auf Eure Weise ebenso gut, als ich auf die meinige; hebt Ihr Eure freien Ideen, so habe ich sie auch; Ihr seid mein Genosse im Bösesthun, ja, Ihr mordet selbst die Seelen!"

Also Carnot war ein viel größerer Missethäter als der Anarchist Caserio! Diese Behauptung mit sammt ihrer classischen Begründung verdient doch vor der Vergessenheit bewahrt und niedriger gehängt zu werden.

Es kann jetzt nicht mehr daran gezweifelt werden, daß **belgische** Handelsgesellschaften am **Congo** ganz ungenirt den Negerhandel treiben, während der Congostaat im Interesse der Civilisation und auf Grund der Brüsseler Generalacte gegen die Araber zu Felde zieht, um dem Sclavenhandel den Garaus zu machen. Erst vor Kurzem wurde berichtet, auf wie elende Weise die von den belgischen Congogesellschaften ausgesandte Hodister'sche Handelsexpedition endete. Fast alle Theilnehmer wurden ermordet, und mehr als 500 000 Francs verloren die Gesellschaften. Heute erfährt man durch den Verwaltungschef dieser Expedition, Pauwels, actenmäßig die vollführten Handelsoperationen, welche geradezu verblüffend sind. Gekauft wurden 8811 Kilo Elfenbein für 122 840 Fr. Dazu kommen die Transportkosten bis zur Küste und nach Antwerpen, wie die Ausfuhrzölle in Höhe von 43 639 Fr., so daß das Elfenbein 166 479 Fr. kostete, das Kilo also 18,90 Fr. Verkauft wurde das Kilo in Antwerpen mit 10 Fr., so daß ein Verlust von 78 370 Fr. den Gesellschaften erwuchs. Ebenso wurde der Kautschuk, welcher bis Antwerpen über 5 Fr. kostet, bis unter 4 Fr. verkauft. Um so flotter ging der Sclavenhandel. Vom 6. April bis 15. Juni 1892 kaufte ein Expeditionsmitglied neunzehn Sclaven für Stoffe im Werthe von 207,93 Fr.; am 4. Mai verehrte diesem Mitgliede ein Häuptling einen Sclaven als Geschenk. Pauwels selbst hat in Folge Befehles vom 10. April bis 18. Mai 1892 51 Sclaven — 19 Männer und Kinder, 32 Weiber — für Stoffe im Werthe von 207,93 Frc. gekauft, also mit 4 Frc. per Kopf. Da 26 dieser gekauften Sclaven desertirten, so mußten die übrigen an der Kette arbeiten. Pauwels fügt hinzu: „Engagirt zu werden nach dem Congo, um Handel zu treiben, und gezwungen zu sein, Menschenfleisch zu kaufen, das ist stark." Es ist nur zu hoffen, daß jetzt, wo diese scandalöse Thatsache feststeht, die Congoregierung energisch einschreiten und dem von den belgischen Gesellschaften am Congo betriebenen Menschenhandel ein Ziel setzen wird.

Ueber die Ziele der **russischen** Politik finden sich merkwürdige Aufschlüsse in der angesehenen Petersburger Wochenschrift „Nedelja". Nach diesem sehr offenherzigen Blatt hätte Rußland vor Allem dahin zu streben, daß seine Grenzen von kleineren, aber unabhängigen Staaten umgeben seien. Gegenwärtig leide das russische Reich unter dem Druck der großen Mächte, deren Nachbarschaft Kriegsopfer fordere, die von Rußland kaum zu ertragen seien. Würden nun an Stelle dieser großen Mächte einzelne kleinere mit einander concurrirende Staaten treten, dann könnte Rußland abrüsten und sich friedlicher Arbeit widmen. Jetzt endlich sehe man die Fehlerhaftigkeit der früheren Politik ein. Rußland müsse mit seinem ganzen Gewicht auf die Entstehung und Erhaltung kleiner, unabhängiger Staaten bedacht sein, um sich eine ruhige und ehrenhafte Lage zu sichern. Dieses Losungswort russischer Politik würde von allen nach Freiheit strebenden kleineren Völkern mit Begeisterung aufgenommen werden, und statt Verdacht und Vorsicht, aufrichtige Anhänglichkeit an Rußland erwecken. Nach dem Zerfall der europäischen Türkei — nun erscheint das wahre Ziel der neuen russischen „Friedenspolitik" — werde die Reihe an Oesterreich-Ungarn kommen und der Proceß zur Bildung neuer Organismen beginnen. Noch deutlicher entblößt sich der innere Kern dieses friedfertigen Chauvinismus, wenn die russische Zeitschrift meint, daß auch die Zerbröckelung des heute noch nicht ausgebauten Deutschen Reiches nicht unmöglich sei! Diesen Proceß müsse Rußland mit allen Kräften unterstützen, da die Unabhängigkeit der kleinen Länder unzweifelhaft Rußland zu gute kommen werde. Dieses neue, erweiterte Programm des Panslavismus wird besonders in Frankreich großen Anklang finden, wo man mit Vergnügen bereit wäre, Hand in Hand mit Rußland das Protectorat über die zertrümmerten Staaten Mitteleuropas zu übernehmen. Die officiöse russische Presse wird diese Zertrümmerungspolitik zwar strikte ableugnen, aber man thut doch gut, die Ausführungen der „Nedelja" im Gedächtniß zu behalten.

Es klingt wie Hohn, ist aber Ernst, was die **russische** Presse jetzt über eine Aussöhnung mit **Bulgarien** schreibt. So meint der „Swjet", in letzter Zeit greife in Bulgarien immer mehr die Ueberzeugung Platz, daß Fürst Ferdinand, der seine ungesetzmäßige Regierung mit dem Blut der besten bulgarischen Patrioten befleckt habe, unter normalen Verhältnissen nicht Herrscher Bulgariens bleiben könne, sondern im Interesse des Landes und des eigenen Herrscherhauses zu Gunsten seines Sohnes abdanken müsse. Die bulgarischen Patrioten glauben, weder Rußland, noch die westeuropäischen Mächte würden gegen den minderjährigen Prinzen etwas einzuwenden haben, für den eine „verfassungsmäßige" dreigliedrige Regentschaft eingesetzt werden soll. Dann werde der kleine Prinz in bulgarischem Geist erzogen und mit der Zeit ein wirklicher Vertreter der bulgarischen Interessen sein. Große Hoffnungen setzen hierbei die Bulgaren auf die Mutter, die Gemahlin Ferdinand's, die Bulgarien lieben gelernt habe. Bei der Erziehung müsse der Aufsicht des Regenten die leitende Rolle eingeräumt werden, die Regentschaft aber aus Leuten tadellosen Rufs, z. B. dem Metropoliten Clement, bestehen. Der „Swjet" meint, wenn es der russischen Regierung möglich wäre, sich von ihren klaren Erklärungen über die Ungesetzmäßigkeit des Fürsten Ferdinand loszusagen, dann wäre es wohl im Interesse Bulgariens, dem Plan mit dem jungen Prinzen den Vorzug zu geben vor der Lage, die durch die Anerkennung Ferdinand's geschaffen werden würde. Früher oder später müsse Fürst Ferdinand doch vor das Volksgericht treten, das ihm Mordthaten und Plünderung der Staatscasse nicht verzeihen könne. — Diese Sprache ist tief beschämend für den Fürsten Ferdinand, der nun die Früchte seiner Versöhnungsversuche, um derentwillen Stambulow fallen mußte, erntet. Dies und die blutigen Zusammenstöße, welche im Innern des Landes zwischen Russenfreunden und Russenfeinden begonnen haben, sind ein düsterer Hintergrund für den festlichen Glanz, mit welchem in Sofia heute der siebente Jahrestag der Thronbesteigung des Coburgers begangen worden ist.

Die Entwickelung der Dinge in **Marokko** wird von den spanischen Politikern keineswegs ohne Sorge beobachtet. Englands Bemühungen, in Fez das verlorene Terrain zurückzugewinnen, sowie der Ausbruch von Unruhen unter den Rifcabylen, erfüllen das Madrider Cabinet mit dem wohl nicht unbegründeten Argwohn, daß England ein doppeltes Spiel treibe, und haben dem Vernehmen nach bereits zu einer Annäherung der spanischen an die französische Marokkopolitik geführt. Auch die Absicht Englands, den Hafen von Gibraltar durch geeignete bautechnische Anlagen in seiner Kriegsbrauchbarkeit zu erhöhen, hat in Spanien ziemliches Mißfallen erregt. Endlich kommt noch hinzu, daß durch englische Vermittelung ein reger Waffenschmuggel nach Marokko stattfindet. Madrider Blätter erheben Klage über die vollständig unzureichende Küstenpolizei in den marokkanischen Gewässern und verlangen von den an der Aufrechterhaltung des dortigen status quo interessirten Mächten, daß sie von ihrem Rechte der Durchsuchung verdächtiger Schiffe den ausgiebigsten Gebrauch machen. Die Existenz und die Integrität Marokkos würden bei Fortdauer des jetzigen Waffenschmuggels ernstliche Gefahr laufen.

Die wirthschaftliche Lage **Persiens** hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihr aus der Eifersucht der Russen und Engländer erwachsen. Die an das mittelasiatische Rußland stoßenden persischen Grenzprovinzen tauschen die russischen Einfuhrartikel gegen die eigenen Landesproducte ein, welche dadurch dem heimischen Markte verloren gehen, bezw. keine Objecte mehr für britische Handelsspeculationen abgeben können. Daher die Klagen britischer Handelsagenten und Consulatsbeamter in Persien wegen des angeblichen Rückganges der Kaufkraft des Volkes und der wirthschaftlichen Hilfsquellen Persiens. Dieselben sind offenbar stark tendenziös gefärbt. Wahr ist es, daß der fast gänzliche Mangel an brauchbaren Communicationswegen den Aufschwung von Handel und Verkehr sehr zurückhält. Persien erzeugt ungeheure Mengen von Weizen, Gerste, Rosinen, Mandeln, welche nur darum auf dem Weltmarkte keine Rolle spielen, weil durch die Schwierigkeiten des Transports die Fracht- und andere Spesen einen zu

---

Feuilleton.

18] **Sein Weib.**

Roman frei nach dem Englischen von Emil Bernfeld.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

XIII.

Er hatte sich auf einen Stuhl dem jungen Mädchen gegenüber niedergelassen und beobachtete sie schweigend. Er sah, wie sie die Augen schloß und ihr Kopf matt zurücksank, ihre Hand schlaff an ihrer Seite niederfiel. Sie war ohnmächtig oder doch so gut wie in einer Ohnmacht befangen. Er sprang auf, füllte ein Glas mit Wasser aus der Caraffe auf dem Tische und trat zu ihr. Ihren Kopf sanft emporrichtend, netzte er ihre Stirn und Schläfen mit dem erfrischenden Naß und unterstützte ihr Haupt mit seinem darunter geschobenen Arm, daß es auf demselben ruhte.

Ein eigenthümliches, zartes, beseelendes Gefühl durchrieselte seinen ganzen Körper. Er betrachtete dieses liebliche Gesicht, diese Fülle welligen, goldblonden Haares, diese schlanke, zierliche Gestalt und sah, daß dieses Mädchen schön war, eine reizende Erscheinung — welcher Zufall sie auch in dieses Zimmer geführt und zur Mitwisserin seines Geheimnisses von dem verborgenen Eingange hatte werden lassen; eine gewöhnliche Dienerin konnte es nicht sein, und von diesem Engelsantlitz hatte er nichts Böses zu fürchten — dieses Gesicht, das nur Milde, Güte, Wahrheit und Seelenreinheit zeigte, konnte nicht Falschheit und Tücke bergen.

Sie erholte sich, öffnete ihre Augen und wehrte ihn sanft ab. Er trat zurück, zog einen Stuhl zu sich heran und ließ sich neben ihr nieder. Ihm war, als fühle er alle Härte und Bitterkeit in seinem eigenen Herzen schmelzen und das Licht der Dinge in seinem Auge ein anderes werden. Das verwehmte, düstere Gemach schien von einer freundlicheren neuen Atmosphäre erfüllt und Alles um ihn her nahm einen Charakter an, den es nie zuvor gehabt. Wie verhaßt war ihm seine Rückkehr hierher gewesen — hatte er nicht vielleicht Unrecht gethan, so zu empfinden? Er fühlte sich einen Augenblick versucht, seine Hand freundlich auf den Scheitel des jungen Mädchens zu legen, wie man den Wunsch hegt, eine schöne Blume, die man vor sich sieht, zu berühren oder liebkosend die Hand eines Kindes zu ergreifen.

„Es wird Ihnen jetzt besser", sagte er gütig im sanftesten Ton seiner wohlklingenden Stimme. „Sie werden bald wohl genug sein, zu mir zu sprechen. Ist Ihnen bekannt, daß ich ein wenig Arzt bin? Ich sah, daß Sie sich erholten, ich würde sonst genöthigt gewesen sein, Mrs. Clarke zu Hilfe zu rufen. Wollen Sie mir einen Moment Ihre Hand geben, daß ich Ihren Puls fühle?"

Eine schmale, weiße, kalte kleine Hand glitt in die seinige, die er ihr entgegenstreckte. Er fand, obwohl der Puls stürmisch schlug, daß doch kein Grund zur Beunruhigung mehr vorhanden war und, während seine Finger warm das zarte Handgelenk umschlossen, sich die Erregung allmählich säuftigte.

„So, das ist recht, Sie werden ruhiger", sagte er nach einigen Augenblicken ermuthigend. „Jetzt werden Sie sprechen können. Nun sagen Sie mir Ihren Namen."

„Jane Brown", antwortete sie kaum hörbar.

„Jane Brown, gut. Sind Sie nicht fremd hier? Ich kenne den Namen nicht, und ich erinnere mich nicht, Sie schon gesehen zu haben."

Falconer ließ widerstrebend ihre Hand los, die sie schüchtern zurückzog.

„Ich bin fremd hier", entgegnete Jane leise, indem sie sich mühsam zu fassen begann. „Ich wohne seit einiger Zeit im Dorf, bei der Frau Ihres Dieners — Mrs. Brown."

„Sieh da, bei Mrs. Brown. Eine gute, wackere Frau. — Und wollen Sie mir nicht sagen, weshalb Sie hierher kamen, nach Old Hall?"

„Mrs. Brown sagte mir, daß Mrs. Clarke hier sehr beschäftigt wäre, daß es ihr an Leuten fehle. Ich habe sehr viel freie Zeit und so kam ich her, um ihr ein wenig zu helfen."

„Ah!" Falconer glaubte, den Grund der Erregung des jungen Mädchens plötzlich zu verstehen und sein Gesicht verdüsterte sich. „Sie haben gehört, daß keines der furchtsamen Mädchen in diesem Hause bleiben will, und der Schrecken in diesem unheimlichen Gemach hier —"

„Nein!" unterbrach ihn Jane mit sanfter Festigkeit. „Ich habe keinen Schrecken empfunden. Man hatte mir gesagt, daß die thörichten Mädchen sich scheuten, hier zu weilen, und dies war der Grund, weshalb ich kam. Mrs. Clarke hatte Niemand, den sie beauftragen konnte, dieses Zimmer ein wenig in Stand zu setzen, und so übernahm ich es."

„Ah!" rief Falconer noch einmal aus. „Vortrefflich. Sie haben Ihr Werk sehr gut vollbracht, das Zimmer ist ein anderes geworden. — Und Sie werden nicht wiederkommen?"

„Darf ich es nicht?" fragte Jane schüchtern.

„Das war es nicht, was ich sagen wollte", entgegnete Falconer. „Ich sprach nur meine Vermuthung aus, daß Sie nicht die Absicht hegten, öfter zu Mrs. Clarke's Hilfe herzukommen? Er blickte forschend, unsicher auf sie und zögerte einige Momente. „Es würde mein Wunsch sein, daß Sie es thäten", fügte er plötzlich hinzu.

„Es war eben das, was ich beabsichtigte", sagte sie bescheiden. „Ich wollte Mrs. Clarke bitten, mich zu ihrem Beistand anzunehmen."

„Das ist recht von Ihnen", rief Falconer sichtlich erfreut aus. „Wahrhaftig, ich kann Ihnen nicht genug Dank dafür wissen! Das Haus bedarf über die Maßen der Sorgfalt einer zweiten weiblichen Hand — und zumal einer solchen besserer Art! Sie sind bereit, überhaupt auf Old Hall zu bleiben?"

„Ich meinte, ich wollte täglich aus meiner Wohnung herkommen und Mrs. Clarke, so lange sie meiner bedarf, bei ihrer Arbeit unterstützen."

„Oh nicht doch! Das Haus hat Raum genug und es ist kein solches Arrangement erforderlich. Mrs. Clarke wird ein Zimmer für Sie zurecht machen oder zwei, wenn Sie deren bedürfen."

„Ich würde es vorziehen, mein kleines Heim bei Mrs. Brown zu behalten und täglich hierherzukommen", versetzte Jane leise.

„Wie Sie wünschen." Falconer begriff, daß sie die Stellung einer eigentlichen oder gewöhnlichen Dienerin zu vermeiden wünschte, und fühlte sich verwirrt von ihrer Erscheinung wie von ihrem ganzen Auftreten. Sie hatte sich um die Function einer Dienerin beworben, erbot sich zur Arbeit einer solchen und machte doch durchaus den Eindruck einer Dame, in ihrem Aeußern, ihrem Wesen, ihrer wohlgepflegten, zarten kleinen Hand wie an ihrer gebildeten Ausdrucksweise und Sprache.

„Ich fürchte fast, daß ich einen Fehlgriff begangen, Sie um Ihre Beihilfe zu bitten", fuhr er unsicher fort. „Ich glaube wirklich kaum, daß die Stellung eine für Sie geeignete ist. Darf ich —" er zögerte einen Moment und blickte verlegen auf sie. „Darf ich voraussetzen, daß Sie die — die Bedingungen mit Mrs. Clarke verabreden werden?"

„Ich werde es thun", versetzte Jane ruhig.

Falconer fuhr verlegen mit der Hand durch sein krauses Haar, noch immer so unklar wie möglich über das, was er denken sollte. „Hm, in der That", sagte er, „ich hoffe, daß Ihnen Mrs. Clarke nicht zu ungeeignete Arbeit übertragen wird, und sollte es dennoch geschehen, dann wollen Sie mich davon in Kenntniß setzen."

„Es bedarf dessen nicht; ich danke Ihnen. Ich bin an häusliche Arbeiten gewöhnt und Mrs. Clarke ist sehr gütig gegen mich."

„Gut denn. Ich freue mich aufrichtig über diese gewonnene Hilfe. — Und nun — bitte, noch Eines, Miß Brown!"

Jane hatte sich erhoben, um mit einer schüchternen, bescheidenen Verbeugung das Zimmer zu verlassen, als sie bei seinen letzten Worten innehielt und fragend auf ihn blickte.

Er trat auf sie zu und legte einen Moment sanft und ruhig, mit leichtem, kaum bemerkbarem Druck seine Hand auf ihre Schulter; sein Auge schaute in das ihre, tief forschend, Vertrauen suchend und Vertrauen bietend. Ein leises Beben durchlief ihre Gestalt bei seiner Berührung, und er zog seine Hand zurück, als fürchte er, sie beleidigt oder erschreckt zu haben.

„Sie wollten etwas sagen?" bemerkte sie verwirrt.

„Ja!" hub er ernst, seine Stimme etwas senkend, an. „Was ich sagen wollte, ist Folgendes: Meine Lebenserfahrungen haben mich leider nicht gewöhnt, meinen Mitmenschen zu vertrauen; allein ich sehe in Ihrem Gesicht, in Ihren Augen etwas, das . . . . ." er unterbrach sich und blickte sie abermals einige Secunden schweigend an. „Genug", fuhr er ernst und ruhig fort, „ich vertraue Ihnen. Sie haben durch Zufall hier ein Geheimniß entdeckt. . . . ."

Ihr Auge richtete sich fragend auf das Bücher-Repositorium.

„Ganz recht, das ist es", bestätigte er. „Das Geheimniß dieser Thür war bisher nur mir bekannt. Sie könnten mir durch Enthüllung desselben viel Leid anthun; es ist von größter Wichtigkeit für mich, das es unentdeckt bleibt. Bis vor einer Stunde lag dies nur in meiner Hand, jetzt theilen Sie das Geheimniß mit mir. Wollen Sie schweigen?"

„Es wird ein Geheimniß bleiben, zählen Sie darauf!" versetzte sie fest.

Falconer fühlte sich seltsam bewegt und überzeugungsvoll versichert von dem ruhigen, klaren Blick, mit dem sie seinem Auge begegnete, von dem Klang ihrer Stimme, dem Ausdruck ihres schönen, ihm frei und offen zugewendeten Gesichtes.

„Ich glaube Ihnen!" sagte er einfach. „Haben Sie Dank!" Er fühlte, in diesem jungen Wesen lag Wahrheit und Treue, an der zu zweifeln, Lästerung gewesen wäre.

* * *

SLUB
Wir führen Wissen.